

Wiederherstellung der Fremdheit Dieter Wellershoff erforscht den «langen Weg zum Anfang»

Michael Braun

Die Epigonen in unserer Gegenwartsliteratur sterben nicht aus, nein, sie vermehren sich unablässig. [Wer denkt hier nicht an die erste Erscheinung des Phänomens „Epigone“ in den Tiefen des 19. Jahrhunderts, an Gustav Freytags gleichnamigen Roman? Daß die Kategorie Epigone mit der Kategorie Kitsch fast gleichzeitig die Weltbühne der Kunst(geschichte) betreten musste, ist erörterungswürdig. Zwar sind Vorläuferkategorien und -phänomene ohne Zweifel schon im 18. Jahrhundert ausfindig zu machen, man lese die Urteile Mozarts und anderer (Schubart) über die Komponisten am Mannheimer Hof, dennoch wird das Problem einer Kunst, deren universale (und idealisch schöne) Formen und Inhalte, Gattungen und Stile einen unüberbietbaren Grad an Vollendung und daher Erschöpfung erreichen, unlösbar. Daher auch die Explosion in Gestalt einer Neuen und Modernen Kunst.]

Sie reüssieren auf dem literarischen Markt mit Texten, die schnell erfassbare Oberflächenreize haben, demonstrativ ihre eigene Machart signalisieren und sich bei Literatur-Wettbewerben gut in kleinen Portionen vorlesen lassen. [Die „eigene Machart“ ist nicht dasselbe, was einst die „Manier“ war. Und rasch goutierbare Oberflächenreize bringt übrigens der Film (jeder in jeder Art seiner Genres) auf den Punkt. Wozu über und in Oberflächenreizen schreiben, dichten? Weil es der Markt (also auch dessen Leserschaft) gebietet? Weil die „höhere Literatur“, um deren Marginalität es hier zu gehen scheint, den Mächten der unterhaltenden Massensliteratur nicht mehr widerstehen kann?]

Dieser deprimierende Befund stammt nicht aus unseren Tagen der «Fräuleinwunder» und der formulierungsflinken Pop-Autoren, sondern ist schon vierzig Jahre alt. [Insgeheim aber noch viel älter, wie soeben erinnert.] Bereits 1967, in einem Essay über die Mechanismen des Literaturmarktes, hat Dieter Wellershoff äußerst hellsichtig die déformation professionnelle beschrieben, die jedem Autor droht, der sich den autistischen Kommunikationsformen des Literaturbetriebs bereitwillig überlässt. [„Autismus“ droht im Prinzip jedem Spezialmarkt; denn wer für einen solchen schreibt, der muß dessen Gesetze und Regeln, dessen Hierarchien und Hackordnungen gehorchen. Im Dschungel der geistigen Tierreiche überleben nur die am besten angepassten.]

Dann entsteht nämlich der Typus des «ausensorientierten» Schriftstellers, der zwar die Kodizes der eigenen Zunft sehr genau kennt, aber über den Tellerrand des Gewerbes nicht mehr hinauszublicken vermag: «Sehr früh», so Wellershoff damals, «bahnt die Kulturindustrie den Talenten den Weg und hat sie dann ständig unter Einfluss und Kontrolle, macht aus ihnen Schriftsteller, die nur noch mit Schriftstellern umgehen und

schliesslich nur noch etwas über Literatur wissen und Literatur herstellen, die sich nur mit sich selbst befasst.» [Eine durch und durch spezialisierte Kultur; auch dies das Problem einer zerfallenden Spätkultur, deren Zerfall aber zugleich als „Reichtum“ und „Vielfalt“ verkauft werden kann und muß. - Aber wozu einem Erfolg dieser speziellen Sorte nacheifern, wenn er die Sache selbst, die einst zu den höchsten und tiefsten gehörte: das Dichten, korrumpiert und „außenorientiert“ macht? - Dabei hat der spezielle Markt die Macht, noch das „innenorientierteste“ Dichten zu einer Machart verdinglichen zu können. Ein Bernhard: alle Bernhards.]

Imaginäre Probebühne

Der mittlerweile 81-jährige Wellershoff war schon immer ein Ausnahme-Essayist, der mit stupendem literaturhistorischem Wissen jene saisonfixierte Literaturkritik blamierte, die als flaches Begleitraisonnement der jeweils aktuellen Werke daherkam. Über vierzig Jahre hinweg hat er an einem Ideal des «Realismus» festgehalten, der den Versuch unternimmt, «der Welt die konventionelle Bekanntheit zu nehmen und etwas von ihrer ursprünglichen Fremdheit und Dichte zurückzugewinnen, den Wirklichkeitsdruck wieder zu verstärken, anstatt von ihm zu entlasten». [Und warum dann der dämliche Titel „Realismus“? - Und was soll der Urglaube an eine „ursprüngliche Fremdheit und Dichte“ bedeuten? Gewiß, sie mag da sein und auf uns warten, aber wie kann der Schriftsteller von heute nochmals an diese Schicht von Realität herankommen? Sollte „ursprüngliche Fremdheit und Dichte“ nur ein Schlagwort sein, das einem Irrlicht folgt, müsste sich hinter und in solchen Wortschöpfungen das Problem moderner Dichtung entschlüsseln lassen. Was ist Dichte und Fremdheit, - und auch noch „ursprüngliche“?]

Wenn Wellershoff nun seine essayistischen Interventionen aus den Jahren 1998 bis 2006 bündelt, dann demonstriert er noch einmal mit einem gewissen Bekenntnisstolz die Kontinuität seiner Positionen. Auch in diesen Aufsätzen, Reden und autobiografischen Exkursen beschreibt er die Literatur wieder als eine imaginäre Probebühne, auf der alle Möglichkeiten des menschlichen Lebens - auch und vor allem die Abgründe des Privaten und Katastrophischen - in allen Details durchgespielt und ausfabuliert werden können. [Die „Ursprünge“ sind demnach „vor allem“ Katastrophen, Abgründe und das Scheitern des Privatlebens. Kunst der Endlichkeit; die alte christliche Einsicht, daß jeder Mensch immer auch im Elend lebt, mag er noch so reich, schön und erfolgreich sein, kommt also wieder zu Ehren. Aber dieser „Ursprung“ ist erstens keine „Fremdheit“ und zweitens ist er nur die Hälfte der ganzen Wahrheit und der ganzen condition humaine. Bleibt das „Ausfabulieren“ daher auf dieser Seite der Medaille, ist stets nur wieder eine Variation der ubiquitär gewordenen Anklage des Lebens möglich. Demnach sind die „Ursprünge“ des Literaten seine eigenen: deformierte, durch das Leben deformierte, und durch seine Kunst erhält er nur eine darstellende Galgenfrist, nur eine Duldungskraft, die andere Menschen durch Schachspiel oder Gartenpflege erwerben.]

Wer sich durch die gelegentlichen Wiederholungen und Überschneidungen in den einzelnen Texten nicht irritieren lässt, kann hier das Lebensbild eines Schriftstellers zusammenfügen, der als Lektor bei Kiepenheuer & Witsch und später als freier Schriftsteller stets das Abenteuer der literarischen Existenz gesucht hat und dafür jedes Risiko auf sich zu nehmen bereit war. [Aber wer wird ein Abenteuer suchen wollen, dessen Telos ist, Katastrophen und Abgründe, also das Scheitern und Elend von Privaten zu erforschen? Wer wird das Elend solcher „Existenz“ durchfabulieren nicht nur, sondern als Literat, der ein Literatenleben dieser Art leben muß, auch noch durchleben wollen. Es muß das Gegenteil sein, was der Literat vorschreibt; nicht das Elend, sondern der Erfolg mit Texten über Elende, die sich selbst darzustellen keine Interesse (mehr) haben, lockt und verführt.]

Als junger Kriegsteilnehmer hatte Wellershoff den Untergang des «Dritten Reiches» und all die Schrecknisse der Kriegs-Barbarei miterlebt. [Als ob diese nichtprivaten Katastrophen und Abgründe nicht genügten. Böll konnte mit deren Verarbeitung ganze Bücher füllen. These: dem modernen Literaten sind die großen Katastrophen abhanden gekommen, und dies empfindet er als private und öffentliche Schmähung. Sicherheit und Frieden, Wohlstand und Spaßgesellschaft sind ungesund für große Dichtung und Dichter. Eine freilich oberflächliche These, die außer Acht lässt, daß sich die moderne Lebensrealität nicht durch den simplen Gegensatz: heute Frieden und Sozialstaat, gestern Krieg und Armut, erfassen lässt.]

Als er nach dem Krieg eine Familie gegründet und zwei Kinder zu versorgen hatte, lebte er einige Jahre an der Armutsgrenze, weil er eine Auftragsarbeit über Gottfried Benn fertig zu stellen hatte und sein Vorschuss in dieser Zeit beängstigend schnell dahinschmolz. [Das permanente Elend der Literatenexistenz, die im Rückblick verklärt wird. Ein Trick des literarischen Bewußtseins: Darstellung sei Heil und Katharsis von Unheil und Katastrophe.]

Aus der Auftragsarbeit des damals noch nicht 30-Jährigen ist eine der geistreichsten Studien über Gottfried Benn geworden («Gottfried Benn - Phänotyp der Stunde»), die heute noch Bestand hat. [Phänotyp der Stunde oder nur Phänotyp der Literatur der Stunde?]

Von den Erfahrungen dieser Zeit her rührt Wellershoffs Ingrimm gegenüber der Larmoyanz heutiger Schriftsteller, die sich einen Rechtsanspruch auf ein subventioniertes Stipendiatendasein erhoffen. [Dieses Selbstmitleid steht in direktem Zusammenhang mit der vorhin bemerkten Selbstüberhebung: der Literat als typische Erscheinung („Phänotyp“) der „Stunde“. - Wehe jedoch, der Staat wäre nicht willens, Künstler zu fördern! Was müsste, was muß er sich anhören. Es ist dies nicht nur eine (alteuropäische) Untugend der Literaten, es ist die des Künstlers überhaupt, der immer noch vom Altkredit „Genie“ zehrt. - Dies sei ihm gegönnt in einer Gesellschaft, die auch den Sportler und überhaupt alles, was zur „Kultur“ gehört, mit Staatsgeldern subventioniert.]

So sind jene Exkurse in Wellershoffs neuem Buch sehr schroff ausgefallen, in denen er sich mit dem «riskanten Beruf des Schriftstellers» beschäftigt. [Er wird doch nicht über die eigene Zunft, über die Kollegenwelt hergefallen sein? Wie unnötig und uninteressant; doch freilich: für den autistischen Markt und dessen Klientel interessanter als die Werke der Literaten selbst. Grass und Walser führen dies täglich in den Feuilleton-Medien vor.]

Da wird Wellershoff auch einmal ungerecht gegenüber einem jüngeren Kollegen. Noch viel ungnädiger geht er aber mit Gottfried Benn um. Ein halbes Jahrhundert nach seiner bahnbrechenden Studie erkennt er in der expressiv aufgeladenen Rhetorik Benns nur noch ein «Übermass an Meinungsfreude» und einen «Bussprediger alten Stils», der einer gottverlassenen Welt ihre Verderbtheit vorhält. [Also war der „Phänotyp der Stunde“ doch nur ein Flop, eine Illusion, eine Marktmasche, - wohl auch eine Dankbarkeitsadresse an seinen Förderer und Lebenserhalter. Warum nun dieser Undank? Weil wir Heutigen die literarischen Expressionen von gestern nicht mehr ertragen? Weil deren Pathos unerträglich geworden ist? - Dies wäre ein Abgrund und eine Katastrophe und ein Scheitern, das nicht privat, sondern generell in Literatur zu fassen wäre: warum die Sprache von heute eine große von Dichtung nicht mehr zuläßt.]

Intellektuelle Unabhängigkeit

Das spricht für die intellektuelle Unabhängigkeit des Schriftstellers Wellershoff, der schon immer allergisch war gegen den literarischen Zeitgeist. [Eine Journalisten-Kategorie: „intellektuelle Unabhängigkeit“; ein Intellektueller, der nicht selbst gedacht hat und denkt, ist nämlich keiner. Eine undurchschaute Tautologie, die freilich darum weiß, daß viele Intellektuelle von heute (und gestern) in arger Weise den Vorurteilen ihrer Zeit verhaftet bleiben (und blieben).]

In seinen Romanen entwirft er immer neue Modelle krisenhafter Situationen, in denen die Helden dem Sog einer versteckt sich anbahnenden Katastrophe erliegen und ihr Lebensdesaster nicht abwenden können. [Auch dies ein merkwürdiges Verhalten: warum nach „Modellen“ von Katastrophe suchen? Die Spitäler, die Straßen, die Büros, die Wirtshäuser, die Gefängnisse, die kriminellen Milieus: alle sind voll mit realen Krisen, und dennoch „spielt“ es im Leben immer auch den nicht-erliegenden Heroen. Offensichtlich ist es langweilig und „kitschig“ geworden, diesen darzustellen; und möglicherweise regiert in diesem Punkt eine strenge Arbeitsteilung zwischen Unterhaltungs- und sogenannter Hochliteratur. Aber dies ist eine ärmliche Höhe von Hoheit. Man kann verstehen, daß der Film, der diese Differenz spielend in sich integriert, zum Hauptmedium des modernen Menschen werden musste. Ein „im Film“ scheiternder Held ist für uns mittlerweile lebensnäher als ein durch Literatur „modellierter“.]

Den Grund für diese Faszination an Konstellationen des Zusammenbruchs hat er in seinem neuen Essayband lapidar zusammengefasst: «Denn Literatur muss gefährlich sein, oder sie ist belanglos.» [Wieso ist Literatur „gefährlich“, wenn sie den Zusammenbruch darstellt? Weil sie dadurch die Wirkung des Werthers revozieren möchte? Sollen wir Nachahmungstäter werden? Sollen wir uns permanent depressionieren? Kann dabei mehr als eine (sich masochistischem Autismus hingebende) Pennäler-Literatur entstehen? Oder läuft die moderne Literatur lediglich der Gefahr realer Belanglosigkeit davon?]

Textvorlage: Neue Zürcher Zeitung, 28. März 2007

Kommentartext: Juli 2007